

Was wäre wenn ...

„Warum kommen diese Männer hierher? Warum bleiben sie nicht zu Hause bei ihren Familien und übernehmen Verantwortung?“ Vorwurfsvoll äußert sich eine Pegida-Anhängerin vor laufenden Kameras. Fragt, was man daraus fragen kann. Warum aber dieser anklagende Unterton, so möchte ich sie fragen. Was hat Sie so beleidigt und enttäuscht?

Vermutlich würde es der Hüterin des Abendlandes nicht weiterhelfen, wenn ich ihr vor Augen führte, dass auch Jesus ein Kind von Flüchtlingen war. Ebenso wenig der Hinweis, dass kaum ein Mensch ohne Not sein Zuhause verlässt und sein Leben riskiert.

Könnte ein Gespräch über die Ängste der Frau Klärung bringen? Angst hat vielfältige Ursachen und Ausdrucksformen. Hinter der Angst vor vermeintlicher Überfremdung steckt neben Selbstunsicherheit vielleicht auch die Unfähigkeit, sich einen Ortswechsel als Option vorzustellen.

Die Möglichkeit, an einem anderen Ort als dem angestammten Wohnsitz das Leben zu gestalten. Wer diese Perspektive nicht für denkbar hält, weil sie nicht in sein Weltbild passt, wer diese Möglichkeit ausblendet und verdrängt, weil er es selbst nie wagen würde, dem machen Menschen Angst, die das Wagnis des Neuanfangs in einem fremden Land eingehen.

„Ä Sachse bleibt doch ä Sachse“, wurde mir einst vorgeworfen, als ich auf Nachfrage hin bejahte, dass ich mich in Norddeutschland sehr wohl fühle.

Ohne mich auch nur im Ansatz mit Abraham und Sarah vergleichen zu wollen – ihre Geschichte lässt mich in solchen Momenten fragen: Was wäre, wenn sie damals nicht auf die Suche nach dem guten Leben gegangen wären. Von Paulus ganz zu schweigen ...



Dr. Veit Laser
ist aej-Referent für
entwicklungspolitische
Bildung

Tücken der Flucht

Der lange Weg vom Überwinden der Grenzen bis zum Recht zu Bleiben

von Carla Küffner

Aktuell befinden sich so viele Menschen auf der Flucht, wie seit dem 2. Weltkrieg nicht mehr. Um genau zu sein: 57 Millionen Menschen¹, die Hälfte von ihnen Kinder. Die Zahlen der Flüchtlinge sind abhängig von (weltpolitischen) Konflikten und unterliegen damit Konjunkturen, mal sind es mehr, mal weniger, immer jedoch sind Menschen auf der Flucht. Warum begeben sich Menschen auf diesen langen Weg, was bedeutet es für sie, ihre Heimat zu verlassen? Ich möchte Sie als Leserin und Leser mit diesem Artikel anstiften, hinzuschauen, sich zu informieren, nachzufragen, denn Sie sind es, die das Sprechen und Nachdenken und damit den Diskurs über Flucht in Deutschland mitgestalten.

Um die steigenden Asylanträge, die derzeit in Teilen der Gesellschaften Europas als „Flüchtlingskatastrophe“ wahrgenommen werden, in ein globales Verhältnis einzuordnen, beginne ich mit Zahlen. Neun von zehn Flüchtlingen weltweit leben in einer anderen Region bzw. in einem Nachbarland des Konfliktes. Damit werden 90% der Flüchtlinge von Ländern des globalen Südens aufgenommen. Das halte ich für einen wichtigen Punkt in der aktuellen Diskussion in Europa. Es geht daher auch um Fragen der Verteilung von Flüchtlingen, Fragen von Bewegungsfreiheit und der Freiheit, den Lebensmittelpunkt zu wählen. Das gegenwärtig weit verbreitete nationalstaatliche Containerdenken, bis zur Grenze und nicht weiter, wird herausgefordert von einem Verständnis der einen Welt. Dieses Verständnis erfordert anzuerkennen, dass die gegenwärtige Verteilung von Geflüchteten nicht gerecht ist, dass eine gleichere Welt bedeutet, dass wir, die in der Regel durch den Ort unserer Geburt privilegiert sind, diese Privilegien mit anderen teilen.

Fluchtgründe

Menschen fliehen vor Unsicherheit. Das kann ein Krieg sein oder die sexuelle Orientierung, wegen der eine Person verfolgt wird. Der Grund kann die Zugehörigkeit zu einer religiösen oder ethnischen Minderheit sein, ebenso wie politisch oppositionelle Überzeugungen. Diese Fluchtgründe sind in der Genfer Flüchtlingskonvention, die nach den Erlebnissen des 2. Weltkrieges unterzeichnet wurde, anerkannt. Daneben gibt es weitere Ursachen, wegen denen Menschen ihre Heimat verlassen, beispielsweise wenn das Land, auf dem sie wohnen, durch den steigenden Meeresspiegel überschwemmt wird, wie das u. a. in Teilen von Bangladesch der Fall ist. Diese Menschen jedoch haben laut der Flüchtlingskonvention kein Recht auf Asyl, Klimaflucht ist bisher nicht als Fluchtgrund anerkannt. Kurz: es gibt klare Regeln dafür, was als Ursache von Flucht und damit einhergehend Grundlage für Asyl anerkannt wird und was nicht.

Woher kommen nun die meisten Flüchtlinge? Weltweit machen die Syrer(innen) den größten Anteil aus, gefolgt von Menschen aus Afghanistan und Somalia². Aus welchen Gründen flüchten diese Menschen? Dafür gibt es, wie oben bereits angedeutet, eine Fülle von Antworten. Ich greife exemplarisch einen Einzelfall heraus, der von PRO ASYL veröffentlicht worden ist³.

Gobweyn, Somalia, Mai – November 2010: Der 25-jährige Haybe Abdullahi⁴ ist Englischlehrer. Seine westlich orientierte Schule ist den islamistischen Al Shabaab-Milizen ein Dorn im Auge. Schwer bewaffnet umzingeln sie das Schulgebäude und verbieten den Unterricht. Trotz der Bedrohung unterrichtet der Lehrer weiter.

Nach zwei Monaten tauchen die Islamisten erneut auf und greifen Haybe Abdullahi an. Sein rechter Oberarm wird durch Kolbenhiebe zertrümmert. Drei Monate liegt der Lehrer im Krankenhaus. Als er wieder nach Hause kommt, folgt sofort die nächste Todesdrohung.

Januar 2011: Nachdem sich seine Ehefrau mit den beiden Kindern in Sicherheit gebracht hat, flieht Haybe Abdullahi

¹ Amnesty Jahresbericht 2014/15

² UNHCR mid-year trends 2014 Seite 5

³ www.proasyl.de/de/themen/einzelfaelle/haybe-abdullahi-somalia/

⁴ Name geändert

außer Landes nach Kenia. Der Arm der Al Shabaab reicht jedoch auch dorthin. So flieht der Lehrer weiter über Uganda und den Sudan. In beiden Ländern gerät der verzweifelte Mann in Haft und wird schwer gefoltert.

Libyen, Oktober 2011 – Mai 2012: Das Ende des Gaddafi-Regimes naht. Bei manchen Anti-Gaddafi-Milizen stehen Ausländer unter Verdacht, den Diktator zu unterstützen. Der Hass richtet sich auch gegen Flüchtlinge wie Haybe Abdullahi: „Man trat mich auf den Kopf und ins Gesicht ... sieben Tage schlugen sie uns ...“ Als die Aufständischen vom Tode Gaddafis erfahren, kommt der Gefangene frei. Im Mai 2012 wagt er die Flucht über das Mittelmeer und erreicht Lampedusa.

Kalabrien, Italien, Sommer 2012: Haybe Abdullahi wird von den italienischen Behörden in ein Lager auf dem italienischen Festland gebracht. Hier leben weit über 2.000 Flüchtlinge. Das Lager ist schwer bewacht, nur einmal am Tag gibt es etwas zu essen. Nach vier Monaten erhält der Schutzsuchende eine Aufenthaltserlaubnis und darf das Lager verlassen. Hilfe gewährt man ihm nicht.

Rom, Italien, Herbst 2012: Haybe Abdullahi ist obdachlos. Zusammen mit zwei somalischen Freunden schläft er unter einer Brücke. Eines Nachts greifen Rocker an. Sie schlagen die Flüchtlinge zusammen und nehmen ihnen die Pässe weg. Haybe Abdullahi will Anzeige erstatten, doch die Polizisten lachen ihn aus. Der Schutzsuchende hält es in Italien nicht mehr aus und flieht weiter.

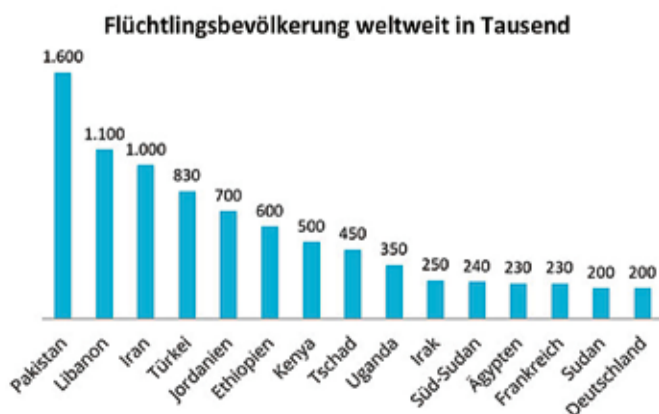
Dortmund, Deutschland, März 2013: Herr Abdullahi stellt einen Antrag auf Asyl. Zwei Monate später entscheidet das Bundesamt, dass keinerlei Gründe dagegen sprechen, ihn nach Italien abzuschieben.

Mai 2014: Haybe Abdullahi hat inzwischen eine Aufenthaltsgenehmigung erhalten und darf in Deutschland bleiben. PRO ASYL hatte ein ärztliches Gutachten auf den Weg gebracht, das die posttraumatische Belastungsstörung des jungen Lehrers zweifelsfrei attestierte. Damit konnte erreicht werden, dass das Asylverfahren in Deutschland erfolgte und Abdullahi vor einer Abschiebung nach Italien sicher war. Nach Prüfung seiner Fluchtgründe durch die deutschen Behörden wurden diese als derart gravierend eingestuft, dass Haybe Abdullahi als Flüchtling anerkannt wurde.

Diese Geschichte macht deutlich, welche Hürden einer Flucht im Weg stehen und dass sie in vielen Fällen das Zurücklassen der engsten Familienmitglieder bedeutet; dass sie psychische und physische Kraft kostet; dass territoriale und symbolische Grenzen überwunden werden und dass dies in vielen Fällen bedeutet, Praktiken zu vollziehen, die illegalisiert sind, also illegal gemacht werden. Die Grenze wird mit militärischen Mitteln vor Asylbewerber(inne)n „geschützt“, für sie ist das offizielle Überschreiten der Grenze ohne gefälschte Papiere nicht möglich. Die Geschichte zeigt, wie viel innerer Überzeugung es bedarf, sich über alle Tücken auf diesem Weg hinwegzusetzen und einzufordern, was ein Menschenrecht ist: Asyl.

Fluchtziele

Wo suchen Geflüchtete um Asyl an? Zu den fünf Staaten, die in absoluten Zahlen die meisten Flüchtlinge aufnehmen gehören Pakistan, Libanon, Iran, Türkei und Jordanien⁵.



Grafiken: <http://www.bundesregierung.de/Content/DE/Artikel/2015/01/2015-01-15-faq-zuwanderung-flucht-asyl.html> und bund.offenerhaushalt.de/Bundshaushalt2011

⁵ www.bundesregierung.de/Content/DE/Artikel/2015/01/2015-01-15-faq-zuwanderung-flucht-asyl.html

Privilegien teilen

Einige vorgelagerte Staaten werden von den Mitgliedsstaaten der EU, auch von Deutschland, dafür bezahlt, Flüchtlinge daran zu hindern, nach Europa zu kommen, um dort Asyl zu beantragen. Sie sollen als Bollwerk fungieren, um die EU-Bürger(innen) vor den Flüchtlingen zu „schützen“.

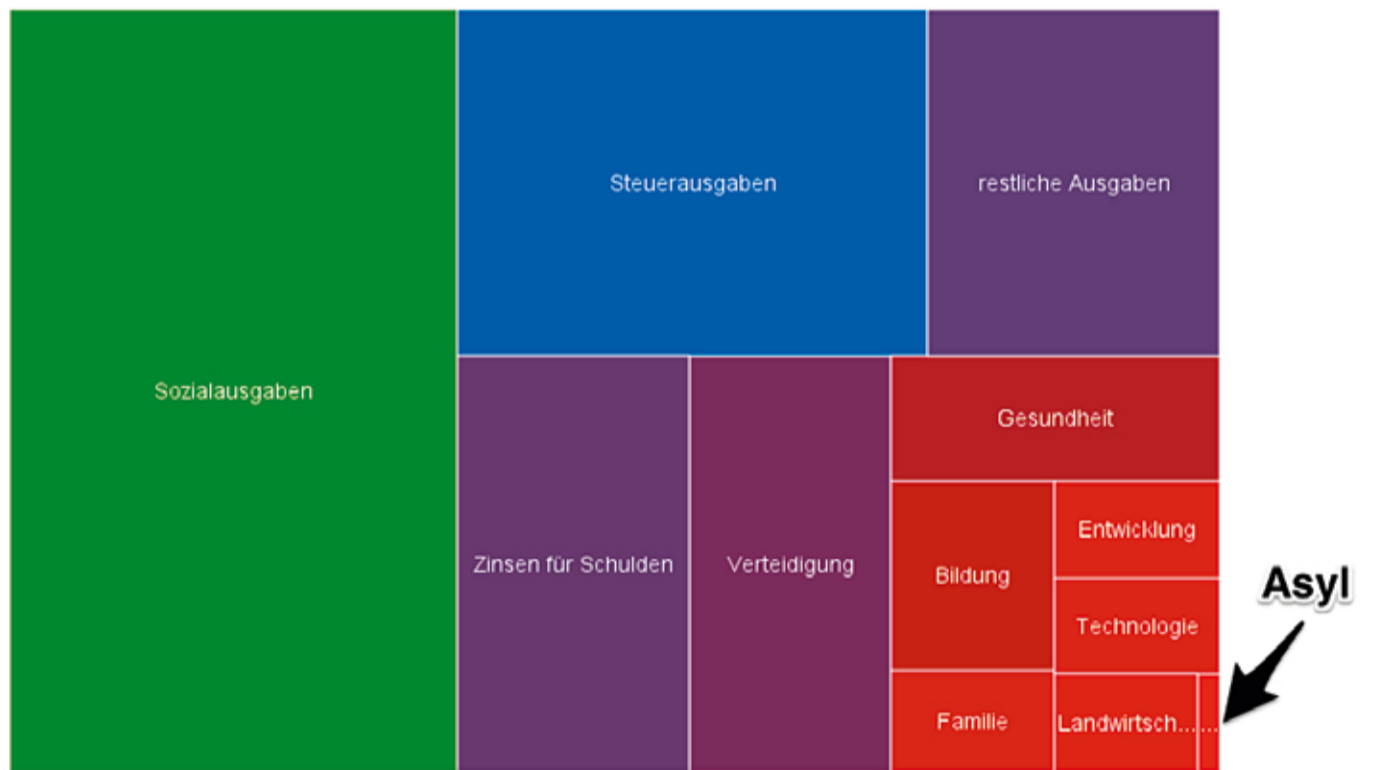
Das ist nicht richtig. Wie ich anhand der Zahlen gezeigt habe, nehmen Länder des globalen Südens, die wirtschaftlich deutlich schwächer gestellt sind als die EU, weit mehr Flüchtlinge auf. In Deutschland argumentieren einige Politiker(innen), es dürften nicht mehr Flüchtlinge aufgenommen werden, weil sonst die Akzeptanz in der Bevölkerung kippe.

Es wird auf die Asyl-Pogrome Anfang der 1990er Jahre verwiesen. Die Bevölkerung in Deutschland erträgt nicht mehr Flüchtlinge? Nicht mehr als 3,5 % Asylbewerber(innen), während in Staaten wie dem Libanon 25 % Flüchtlinge leben? Hier geht es darum, als Zivilgesellschaft Position zu beziehen und der Politik zu signalisieren, dass diese Bereitschaft da ist und selbstverständlich ist.

Es geht darum, dass wir uns engagieren, jetzt. Impulse dazu finden sich zum Beispiel auf der Internetseite von *borderline-europe*.



Carla Küffner
ist Mitglied von *borderline-europe*,
Menschenrechte ohne Grenzen e. V.
(www.borderline-europe.de) und
promoviert zum Thema Abschiebungen



Pegida – Die nützlichen Idioten?

Wenn ich nicht wüsste, dass PEGIDA „Patriotische Europäer gegen (die) Islamisierung des Abendlandes“ bedeuten soll und ich statt dessen wüsste, dass PEGIDA auf die Vornamen von drei politisch engagierten Freundinnen anspiele (PEtra, GIsela, DAGmar), die Montag für Montag eine Demonstration organisierten – ich wäre voller Sympathie und Interesse und würde hingehen. Denn auf die Frage, warum wir in Deutschland nicht viel häufiger auf die Straße gehen, um gegen die Zumutungen der Politik zu demonstrieren, habe ich keine Antwort.

Als ich mich kurz nach 18 Uhr in warmer Kleidung dem Sammelpunkt in der Nähe des Deutschen Hygiene-Museums näherte, bin ich irritiert. Die Stimmung hat etwas von einem Männertagsausflug im Winter. Ich sehe tatsächlich fast nur Männer, die meisten sind noch älter als ich. Die Jugend fehlt hier, sagt vorwurfsvoll einer der Alten. Die Jugend habe noch nicht kapiert, dass es ja hier um ihre Zukunft gehe. Viele sind, so wie ich, nicht aus Dresden, sondern anderswoher angereist. Immer mehr Fahnen werden herangetragen, Deutschland-Fahnen und die Fahnen der Bundesländer. Auf einem Plakat steht: „Lieber heute aufrecht für Pegida als morgen auf Knien gen Mekka.“ Ihre Sorgen möchte ich haben, würde ich am liebsten sagen. Aber wir stehen zu dicht, als dass ich sehen könnte, wer das Plakat trägt.

Nur ich bin allein hier, alle anderen sind wenigstens als Paar gekommen, fast alle in Gruppen. Als der erste Sprecher zu reden beginnt, setzt schon bald nach den ersten Sätzen ein Sprechchor ein: „Wir sind das Volk! Wir sind das Volk!“ Mir fiel es schon im Oktober 1989 schwer, in Sprechchöre einzustimmen. Wenn der Redner etwas sagt, was er missbilligt, gibt es Pfui!-Rufe, lobt er etwas („Dresden zeigt, wie’s gemacht wird!“), beginnen gleich wieder die WirsinddasVolk-Rufe. Sie machen mir eine Gänsehaut. Trotzdem ist mir, als rief jemand meinen Namen, meinte aber einen ganz anderen. Irgendetwas stimmt nicht. Ist es die Heiterkeit, die fehlt, die Heiterkeit und Offenheit, die es 1989 trotz der Angst, die jede und jeder überwinden musste, gab? Ist es der fehlende Sprachwitz, die fehlende Lust am Protest? Als der Wind wieder die Deutschlandfahnen flattern lässt und aus den Lautsprechern die Wörter Volk und Heimat scheppern, begreife ich mit einem Mal, dass ich die ganze Atmosphäre schon kenne! Aber woher nur? Ja, so war es schon Ende 1989, und dann vor allem 1990, als die einen immer noch riefen: „Wir sind das Volk!“, aber die anderen, die dann die Wahlen gewannen, riefen: „Wir sind ein Volk!“. Ich würde gern mit Petra, Gisela und Dagmar reden. Ich würde ihnen gern sagen, dass hier etwas falsch läuft.

Dann höre ich den Forderungen zu, die bisher von der Presse, so sagt der Redner, nicht zur Kenntnis genommen worden seien. Sofort skandieren Tausende: „Lügenpresse! Lügenpresse!“ Dann wieder der Redner. Erstens: Qualitative Zuwanderung statt quantitativer, zweitens: Integrationspflicht für Ausländer, drittens: keine Einreise mehr für Dschihadisten, viertens: Volksentscheide, fünftens: ein gutes Verhältnis zu Russland, sechstens: mehr Geld für die Polizei. Ich wundere mich über den Applaus und die Bravo-Rufe. Petra, Gisela, Dagmar, möchte ich sagen, das geht doch so nicht. Qualitative Einwanderung bedeutet, andere Länder bezahlen die Ausbildung unserer Spezialisten. An unsere Gesetze müssen sich alle halten, aber eine Integrationspflicht verstieße gegen das Grundgesetz. Dschihadisten müssen schon längst mit Verhaftung rechnen. Und Volksentscheide werden nicht erst seit heute gefordert. Und dafür, dass die Berichterstattung in Sachen Russland einseitig war, gibt es immerhin Entschuldigungen ...

Aber wie kommt es, möchte ich Petra, Gisela und Dagmar fragen, dass diese sechs Punkte Woche für Woche immer mehr Menschen mobilisieren? Der Redner spricht von der Angst vor „Überfremdung“ und zugleich fordert er die Demonstranten auf, am folgenden Montag „integrationswillige und sogar herzliche Muslime“, die ja fast jeder kenne, mitzubringen. Aber, Petra, ob sich das die herzlichen Muslime auch trauen? Und wenn deren Ehefrau und ihre Töchter Kopftücher tragen, was dann, Gisela? Und wenn ich schon mal beim Fragen bin, Dagmar, es kann doch nicht sein, dass es diese sechs Punkte sind, derentwegen die Demonstranten hier so enthusiastisch und so wütend und empört sind. Sind es diese sechs Punkte, die Woche für Woche Tausende auf die Straße treiben? Einige Demonstranten sagen selbst, diese Forderungen seien zu dünn, das sei keine Basis zum Weitermachen. Aber man weiß wohl selbst nicht recht, was man fordern soll. Neuwahlen? Den Rücktritt von Merkel? Eine Bestrafung der „Lügenpresse“? Einer sagt: „Immer denke ich, am nächsten Montag tue ich mir das hier nicht an, aber spätestens am Mittwoch habe ich schon wieder so viel Wut, dass ich es kaum erwarten kann.“

Dann spricht „unsere liebe Kathrin“. Ich überlege, an welcher Stelle ich die zwei ersten Buchstaben ihres Namens integrieren könnte: KaPeGiDa oder PeGiDaKa? Oder GiDaKaPe? Ich erwarte, dass unsere liebe Kathrin jetzt deutlich werden wird.



Sie wird jetzt das sagen, was ihr Vorredner versäumt hat und weshalb wir alle hier sind: Sie wird davon sprechen, dass mit dem Ausbruch der Finanz- und Bankenkrise im September 2008 offensichtlich wurde, dass das Gemeinwesen die Geisel jener ist, die jahrelang exorbitante Gewinne eingesteckt haben und einstecken.

Gleich wird sie sagen, dass die zunehmende Polarisierung der deutschen Gesellschaft Existenzängste schürt, die Polarisierung der Welt in arm und reich jede Minute Menschen sterben lässt. Kathrin wird sagen, dass die sogenannten Freihandelsabkommen der EU mit den USA und Kanada (TTIP und CETA) wie auch ähnliche Abkommen die Widersprüche zeichhaft bündeln und eine nicht hinnehmbare Überantwortung von politischer und rechtsstaatlicher Souveränität an Konzerne bedeutet, ein erneutes Einknicken der Politik vor jenen, die den eigenen Profit über alles stellen. Sie wird jetzt gleich über Snowden und den ganzen NSA-Komplex sprechen, über die Foltergefängnisse der CIA und über die rasante Verarmung in einem Land wie Griechenland, in dem schon ein Drittel der Bevölkerung keine Krankenversicherung mehr besitzt. Und dann wird sie von der Verantwortung Europas sprechen, von unserer Verantwortung, weil sich kein Konflikt dieser Welt verstehen lässt ohne die Geschichte des Kolonialismus und des Kalten Krieges und des Neokolonialismus. Sie wird sagen, dass es eine Schande ist, wie wir mit Flüchtlingen umgehen. Und wie lächerlich unsere Entwicklungshilfe ist angesichts der EU-Agrarsubventionen. Es gibt viel zu viel zu sagen. Es ist wichtig, wird sie am Ende rufen, auf die Straße zu gehen und die Politik zu zwingen, im Sinne des Gemeinwesens und nicht des Profitstrebens zu handeln, solidarisch und menschlich und nicht egoistisch und bürokratisch.

Aber so aufmerksam ich auch inhöre – nichts von all dem sagt unsere liebe Kathrin, gar nichts. Überhaupt ist es schwer zu wiederholen, was sie sagt. Meinungsfreiheit, unser schönes Dresden, Volk und vor allem ihre Enttäuschung über einen Herrn Kaiser, Roland Kaiser, der Schlagersänger ist gemeint, der in Dresden noch weltberühmter als anderswo ist. Der muss etwas gesagt haben, was Kathrin ins Herz getroffen hat. Er hat gesagt, dass man statt Angst Neugier haben soll und solche Sachen. Roland Kaiser hat offenbar auf der offiziellen Gegendemo die stärkste Rede gehalten. Über den sächsischen Ministerpräsidenten, der immer nur von Polizei sprach und von mehr Polizei und von besserer Polizei und dann sogar von „Juden, Muslime, Sachsen“, kümmert sich hier offenbar schon lange niemand mehr. Und das ist zumindest ein Problem.

Der politisch unklare und mulmige Protest der Straße passt in gewisser Weise auch zu der Situation im Bundestag. Hatten auch früher schon die Auseinandersetzungen im Parlament letztlich keinen Einfluss auf die Entscheidungen, so ist der parlamentarische Wettstreit durch die Große Koalition aus CDU/CSU und SPD nun völlig marginalisiert. Der Widerspruch zur Regierungspolitik ist entweder zahm (die GRÜNEN haben ihren sozialen Gleichheitsanspruch und ihren Pazifismus fast völlig aufgegeben) oder er wird kaum wahr oder ernst genommen (der LINKEN, sofern sie nicht über ihre eigenen Beine stolpert, weht medial der Wind immer ins Gesicht). Diese undialogische Art, mit der die gewählten Vertreter entscheiden, und sich im Zweifel eher dem Fraktionszwang beugen, als sich den Aussagen des Wahlkampfes verpflichtet zu fühlen, führt zu einer weiteren Entfremdung zwischen Politik und Bevölkerung. Wie erstarrt, wie sprach- und hilflos die gewählten Vertreter agieren, wird in Dresden auf der Ebene der Landes- und Kommunalpolitik greifbar.

Und dann sind die Reden schon vorüber. Und ich denke, jetzt ziehen sie alle los und haben gar keine Forderungen, die wirklich etwas mit ihrem Leben und ihrer Unzufriedenheit zu tun haben. Gibt es denn in der Gedanken- und Gefühlswelt

dieser Demonstranten keine Worte dafür? Offenbar fehlen die geeigneten Begriffe: An die Stelle von Gesellschaft tritt Volk, statt von sozialer Ungerechtigkeit zu sprechen, prangert man jene an, die angeblich arbeitsscheu sind oder als Ausländer von unserem Erarbeiteten leben wollen, der permanente Kniefall der Politik vor den Forderungen der Wirtschaftslobby wird auf die Fremdbestimmung von Brüssel reduziert etc. etc.

Für konservative und regierende Parteien sind Pegida-Demonstranten eine bequeme Opposition, denn die eigentlichen Fragen werden nicht gestellt. Pegida sind die nützlichen Idioten. Mit dem Hinweis auf sie können Gesetze verschärft und kann grundsätzliche Opposition diskreditiert werden.

Aber die Gegendemonstranten sind auch keine Hilfe, zumindest keine, die unsere Probleme besser formulierte. Als zwanzig, dreißig junge Leute Polizei und Demonstranten über-rumpeln, sich auf die Straße setzen als lebende Blockade und skandieren: Es gibt kein Recht auf Nazipropaganda, umstellt die Polizei sie, ein Ausreißer wird ziemlich unsanft eingefangen.

Etwas verzögert wälzt sich der Strom der Demonstranten an ihnen vorbei. „Gährt erst mal arbeeten!“ (Geht erst mal arbeiten!) rufen sie und „Wir sind die Mehrheit, Ihr seid zu wenig!“, was zumindest hier stimmt. Es gibt Gruppen unter den Demonstranten, denen möchte man tatsächlich zurufen, was die Blockierer rufen, die zum Glück von der Polizei geschützt werden. Trotzdem greifen die Vorwürfe der Gegendemonstranten zu kurz. Manche halten den Blockierern Plakate hin, die diese auch selbst gemacht haben könnten: „Keine Waffenexporte! Keine Flüchtlinge“, „Volksabstimmung über NATO und EU“ – Und plötzlich entsteht in mir ein Verdacht: Wenn sich beide Seiten nicht im feindlichen Gegeneinander erschöpften (ohne Polizei würden nicht wenige Gruppen aufeinander losgehen), sondern wechselseitig ihr Unbehagen am Status quo artikulierten – wie groß wäre die Zahl der Gemeinsamkeiten? Ich vermute, überraschend hoch. Die Empörung a la Grönemeyer ist wohlfeil. Dann schon lieber Roland Kaiser, der wirkt wenigstens, obwohl ich nicht die Hoffnung habe, Pegida würde ihren Namen bald als Petra, Gisela und Dagmar deuten.

Diese drei Damen traf ich dann allerdings tatsächlich noch, leider nicht in Dresden und nicht am 12. Januar, sondern sechs Tage später, am Samstag in Berlin gegen 12 Uhr am Potsdamer Platz. Mit ihnen waren fünfzigtausend Demonstranten gekommen, doppelt so viele wie in Dresden. Und jetzt kam all das zur Sprache, was ich in Dresden vermisst hatte – und noch einiges mehr. „Lieber gegen TTIP demonstrieren, als mit Pegida flanieren!“ Und während sich der Demonstrationszug in Richtung Kanzleramt in Bewegung setzte, dachte ich: Das müssten sie sehen, die Pegida-Dresdner und ihre Befürworter und ihre Gegendemonstranten. Aber von dieser Demonstration sah und hörte und las man nichts – und wenn doch, glaubte man, dort demonstrierten die Bio-Bauern. Alle Journalisten, mit denen ich in den letzten Tagen sprach, wussten kaum, was ich meinte, wenn ich die fünfzigtausend (oder mehr) Demonstranten erwähnte, die ohne nennenswertes Polizeiaufgebot gegen die Politik der Bundesregierung auf die Straße gegangen waren. Hier wurde die Alternative sichtbar. Politik und Medien hätten nur inhören und hinsehen müssen. Ja, müssen. Dass dies nicht geschah, darüber wundere ich mich – auch wenn mich Petra, Gisela und Dagmar dafür vielleicht belächeln.

Ingo Schulze
lebt als freier Schriftsteller
in Berlin



Schwerpunktthema: Flüchtlinge

Empathie ist alles, was wir brauchen

Zwei junge Syrer erzählen vom Krieg und von ihrer Hoffnung auf einen Neuanfang in Deutschland



In der medialen Wahrnehmung ist der Bürgerkrieg in Syrien längst ein Krieg neben anderen geworden. Der Ukraine-Konflikt und die Griechenlandkrise binden alle Aufmerksamkeit. Doch dieser seit vier Jahren tobende Krieg ist nach wie vor bittere Realität für die Menschen. Aus dem politischen Konflikt infolge des arabischen Frühlings ist ein Krieg geworden, dessen Fronten verschwimmen und religiös überlagert werden. Zerstörung und menschliches Leid bestimmen das Leben in Syrien. Die Zahlen der Toten sind mit dem Verstand nicht zu erfassen. Millionen Menschen sind auf der Flucht. Allein im Nachbarland Libanon mit seinen nur vier Millionen Einwohnern suchen mehr als eine Million Menschen aus Syrien Zuflucht. Und während der deutsche Innenminister das Kirchenasyl attackiert und die Pegidabewegung diffuse Ängste vor Überfremdung schürt, sehnen sich auch in Deutschland syrische Flüchtlinge nach einem Leben in Frieden. Unter ihnen viele Kinder und Jugendliche, die nichts anderes wollen, als frei von der Angst vor Gewalt und Terror ihr Leben zu gestalten. Kenan und David sind zwei von ihnen. Ihre Geschichte soll hier erzählt werden. Stellvertretend für die unzähligen Geflohenen dieser Erde, die für uns ohne Geschichte und namenlos bleiben.

Ich treffe die beiden in einem Café am Stadtrand von Hamburg. Kenan (18), das Haar mit Gel glattgekämmt, ist gut zwei Köpfe kleiner als sein jüngerer Bruder. David (16), ein hochaufgeschossener Lockenkopf, überlässt das Wort großzügig dem großen Bruder. Hot Chocolate bestellen sie. Sie sprechen englisch. Das habe es ihnen leicht gemacht, deutsch zu lernen, denn sie kannten schon die Buchstaben und beherrschen das Schreiben von links nach rechts. Nach nur vier Monaten Sprachkurs sprechen sie unsere Sprache mit Leichtigkeit, nahezu fehlerfrei. Was ihnen fehlt, sind Wörter. Weil sie sie noch nicht kennen und weil sich ein Leben im Krieg in keiner Sprache der Welt wirklich in Worte fassen lässt. „Ich hatte einen Freund in Syrien“, erzählt Kenan. „Jetzt ist er tot, er war 22. Das müssen Sie sich vorstellen.“ Und dann sprudelt es aus ihm hervor, als müsse er sich mit Worten Luft verschaffen. Er erzählt von diesem irrsinnigen Krieg, versucht zu verstehen und zu erklären. Er hat ein klares politisches Bewusstsein, beschreibt die Verschiebung der Fronten, die Unterwanderung der bewaffneten Opposition durch Islamisten. Er erzählt schnell. Immer wieder muss ich nachfragen, merke, wie wenig ich über die Hintergründe des syrischen Bürgerkriegs weiß.

Kenan erinnert sich an einen Tag, als die Familie unmittelbar zwischen die Fronten des Krieges zu geraten drohte. Sie waren mit dem Wagen in Damaskus unterwegs, als ein querstehendes Fahrzeug sie an der Weiterfahrt zu hindern versuchte. Am Autokennzeichen war der Wagen ihres Vaters als Wagen eines Staatsbeamten erkennbar. Der Vater habe nur noch Gas gegeben und den Wagen aus der Sackgasse manövriert. Das Ganze hätte auch anders ausgehen können.

„Dabei sind wir gar nicht für Assad“, beteuert Kenan. „Seine Politik ist unmenschlich, auch wenn er behauptet, Christen zu schützen.“ Kenan und David sind aramäische Christen, eine der ältesten christlichen Gemeinschaften der Welt. Ihre Wurzeln hat die Familie in der heutigen Türkei. Anfang des 20. Jahrhunderts fanden die Vorfahren vor der Verfolgung durch das Osmanische Reich Zuflucht in Syrien. Jetzt ist die Familie wieder auf der Flucht. Ostern 2014 haben Kenan und David mit ihren Eltern den Weg nach Deutschland geschafft. Zwei Jahre bange Wartens in Notunterkünften in Beirut liegen zu diesem Zeitpunkt bereits hinter ihnen.

Zwei Jahre ohne Normalität, ohne Freunde, ohne Schule. „Wir sind oft sehr traurig, auch wenn man das nicht merkt“ sagt Kenan. Auch als die beiden von ihrer Ankunft in Deutschland erzählen, davon, wie sie Fuß zu fassen versuchen in einem fremden Land, schieben sich immer wieder die Bilder des Krieges davor. Der Krieg und die Situation in Syrien sind für sie nicht weit weg. Das Erlebte ist da. Was sie mit eigenen Augen gesehen haben verschmilzt mit aktuellen Bildern aus den Medien. Am Ende wird mir Kenan ein YouTube-Video zeigen. Kinder suchen

auf den Straßen von Damaskus nach etwas Essbarem. Die Spannung ist unübersehbar. Auf der einen Seite ist eine tiefe Traurigkeit zu spüren. Auf der anderen machen beide einen so lebensbejahenden Eindruck, offen, neugierig und voller Energie.

Fußball ist Kenans große Leidenschaft. Seine Augen beginnen zu leuchten, wenn er von Gerard Piqué und vom FC Barcelona spricht. Ob ich für den HSV oder für St. Pauli sei, fragt er mich und erzählt vom Fußballtraining beim Sportverein der norddeutschen Kleinstadt, in der er jetzt mit seiner Familie lebt. Auf dem Fußballrasen kann er zeigen, was er kann. Der Fußball ist aber mehr als ein Spiel. Hier, wie auch im Jugendzentrum, lernt er andere Jugendliche kennen, ist Teil einer Gruppe, kann sich mit Gleichaltrigen austauschen. Und immer wieder: „Hier lerne ich deutsch, weil ich mit anderen sprechen kann.“

Wieder drängt sich ein Bild aus dem Krieg in Kenans Erzählen: Ein Kioskbesitzer hatte ein Poster seiner Lieblingsmannschaft, dem FC Barcelona, angepinnt. Er wurde bedroht und genötigt, das Poster zu entfernen. Solche Poster seien Bilder von Gottlosen. Ob es Islamisten waren, die den Verkäufer bedrängten? Schwer zu sagen. Auf jeden Fall seien das keine guten Menschen. Kenan und David lehnen es ab, Menschen nach den Kategorien gläubig oder gottlos zu sortieren. Sie wollen nicht, dass Menschen von anderen in Schubladen gepackt werden. Sie wehren sich gegen die Herrschaft der Feindbilder. Menschen sind nicht Feinde, nur weil sie anders glauben, sagt Kenan unter Davids heftigem Nicken. Zu ihren Freunden zählen Muslime wie Christen. Für eine Karriere als Profifußballer sei er mit 18 Jahren zu alt, meint Kenans Fußballtrainer. Aber das scheint für ihn gar kein Problem zu sein. Größer als die Leidenschaft fürs Fußballfeld ist sein Traum von einem guten Beruf. Kardiologe will er werden. Er sagt nicht, dass er irgendwann einmal Medizin studieren und Arzt werden wolle. Er macht das sofort konkret: „Kardiologe! Das Herz, das Herz!“, ruft er, legt sich die Hand auf die Brust und sucht nach Worten. Das Herz ist so wichtig, wichtiger als der Kopf, das Gehirn. Das Herz ist die Mitte. Ohne Herz können wir nicht leben. David raunt ihm auf Arabisch etwas zu und beide lachen. Nein, Doktor für Liebeskummer wolle er nicht werden. Obwohl – das Herz ist mehr, sagt Kenan und holt mit den Armen weit aus.

Weil er weiß, was er will, ist für ihn nichts wichtiger als so schnell wie möglich wieder zur Schule zu gehen. „Schon drei Jahre war ich in keiner Schule mehr!“ Er fragt mich, welche



Schule die bessere sei, das Gymnasium oder die Gesamtschule. In kürzester Zeit hat er das deutsche Bildungssystem durchschaut und sucht nach dem besten Weg. Seine größte Sorge ist, dass man ihn nach dem Abschluss der Sprachschule in eine neunte Klasse steckt, obwohl er in Syrien schon die zehnte absolviert hat. „Stellen Sie sich vor, ich muss dann mit Fünfzehnjährigen lernen.“ Für einen Achtzehnjährigen ein Albtraum.

Und David? Er wirkt verträumter als sein älterer Bruder und lächelt verschmitzt als ich ihn frage. Na ja, der Computer sei sein ein und alles. Eine verwandte Informatikerin hätte einmal seine Fähigkeiten bewundert. Was sie sich im Studium mühevoll erarbeitet habe, das könne er wie von allein.

Vor den beiden liegen zwei Ausgaben der aej-Information. Als ich sie frage, was sie den Leser(inne)n unbedingt sagen wollen, bricht es aus Kenan noch einmal hervor: „Wir brauchen Menschen, die mit uns reden, uns helfen deutsch zu lernen. Wir brauchen Hilfe. Wir kommen aus einem Krieg, viele unserer Freunde sind tot. Die Menschen in Syrien und wir brauchen eure Gebete. Bitte, wir brauchen nicht nur Kleider, die Menschen hier...“ aus dem, was er mit den Worten, über die er verfügt, zu sagen versucht, höre ich vor allem eins: Es geht um unsere Aufmerksamkeit, unsere Solidarität, unser Mitgefühl. Empathie – auch wenn Kenan dieses Wort nicht benutzt – ehrliches Zuhören und Verstehen ihrer Lebenswelt ist das, was für ihn und seinen Bruder zählt. Auf dem Weg zum Bahnhof sprechen wir noch einmal über den FC St. Pauli und Real Madrid. Dann verabschieden sich die beiden, müssen dringend noch etwas kaufen. „Und wenn eure Leute mit uns sprechen wollen, wir kommen gern“, ruft mir Kenan hinterher.

Als ich an diesem Abend nach Hause komme, wird auf allen Kanälen die Nachricht gesendet, dass der Bürgermeister aus Tröglitz in Sachsen-Anhalt sein Amt aufgegeben hat, weil er sich nach wochenlangen Anfeindungen durch Rechtsextreme nicht mehr sicher fühlte. Er hatte sich für die Unterbringung von Flüchtlingen eingesetzt.

Die Geschichte von Kenan und David gehört und aufgeschrieben hat Veit Laser, aej-Referent für entwicklungspolitische Bildung.

Die Redaktion dankt Jörg Werner aus Hamburg herzlich dafür, dass er den Kontakt zu Kenan und David ermöglicht hat.

Refugees Welcome!

Forderung nach politischer und humanitärer Unterstützung.

Als Mitglied von Asyl in der Kirche dachten wir in der Evangelischen StudentInnengemeinde (ESG) Berlin seit längerer Zeit darüber nach, ein Kirchenasyl durchzuführen. In den Semesterferien hatten wir dazu noch eine Infoveranstaltung mit dem und beherbergenden Wohnheim „Theologisches Konvikt“. Doch dann kam der 11. September 2014 – und alle unsere Überlegungen wurden von den Ereignissen überholt.

An diesem Tag besetzte eine Gruppe Refugees die St. Thomaskirche in Berlin-Kreuzberg und forderte zu politischer und humanitärer Unterstützung auf. Mit Hoffnung auf Sicherheit, Anerkennung und Teilhabe waren sie – in der Mehrheit über Libyen und Italien (Lampedusa) – nach Deutschland geflohen. Manche hatten 2012 am Marsch der Flüchtlinge von Würzburg nach Berlin teilgenommen, lebten eine Zeit lang auf dem Kreuzberger Oranienplatz, ein Ort der Selbstorganisation und des Protests für Menschenrechte und gegen das mangelhafte europäische Asylsystem. Die mit der so genannten „Oranienplatzvereinbarung“ verbundenen Hoffnungen auf Umverteilung der Verfahren nach Berlin und Öffnung von Lebensperspektiven hatten sich nicht erfüllt. Dazu kamen andere – mit und ohne Asylverfahren in anderen Bundesländern, aus Asylbewerber(innen)unterkünften mit unzumutbaren Zuständen, die nicht selten vorhandene Traumatisierungen verstärkten.

Sie alle einte der Wunsch, in ihrer Situation wirklich gehört und unterstützt zu werden. Sie glaubten, in der Kirche Menschen mit einer gesellschaftlich anerkannten Stimme zu finden, die mit ihnen für eine gute Perspektive und Papiere kämpften. Damit machten sie sich zu unserem Gegenüber. An ihnen konnten wir nicht vorbeigehen. Und so wagten wir es, 35 überwiegend jungen afrikanischen Männern in Kooperation mit dem Wohnheim und der Ortsgemeinde in unseren Räumen eine Bleibe anzubieten.

Noch am Abend des 14. September zogen sie bei uns ein. Alles, was als Schlafequipment zu gebrauchen war, wurde zusammengesucht. Und dann galt es, den Alltag zu organisieren. Große Unterstützung erhielten wir von Studierenden des

Befreiungstheologischen Netzwerks. Online wurden Schichtpläne, Bedarfs- und Spendenlisten erstellt, in Bioläden und Bäckereien nach Essensspenden gefragt. Ein Kirchenkreis stellte uns die Mittel für das kleine Taschengeld zur Verfügung, die Ortsgemeinde richtete ein Spendenkonto ein. ESGler(innen), Gemeindeglieder, Konviktuale und Anwohner(innen) stellten Geld- und Sachspenden und vor allem sich und ihre Zeit zur Verfügung. Ärzt(innen) boten Untersuchungen an, Studierende organisierten einen täglichen Sprachkurs, begleiteten zu Ärzt(innen)besuchen, waren Ansprech- und Gesprächspartner(innen).

Es war eine dichte Zeit, verbunden mit mancher Anstrengung, vor allem aber mit einer großartigen Bereitschaft vieler sich zu engagieren. Potenziale taten sich auf, Menschen brachten sich, ihre Fähigkeiten und Ressourcen ein. Besonders bewegten uns die vielen Begegnungen und Gespräche, auf die sich die Refugees mit uns einließen. So konnten wir von ihren Geschichten hören und wenigstens partiell etwas von dem teilen, was sie bewegt, was sie sich wünschen und erträumen. In der Begegnung mit ihnen weitete sich unsere eigene kleine Welt. Dies bereichert unser Leben und macht uns offen für Gottes eine Welt, die es gemeinsam zu entdecken gilt.

Nach sieben Wochen zogen sie in andere Quartiere um. Bis heute unterstützt sie ein Netzwerk kirchlicher Einrichtungen und Gemeinden mit erheblichem persönlichen und finanziellen Einsatz. Noch immer geht es um eine legale Lebensperspektive für sie in unserer Stadt. Dieses Engagement will zeichnerhaft verstanden sein. Es richtet sich an konkrete Menschen in Not, die von den eigentlich zuständigen staatlichen Stellen nicht angemessen unterstützt werden. Es nimmt sie wahr und ernst und ist zugleich eine Chance für uns als Kirche.

Die Refugees fordern uns dazu heraus, uns wahrhaft nachbarlich und als Nächste zu erweisen und damit unserem Auftrag als Kirche Jesu Christi zu entsprechen.

*Heike Steller-Güll
ist Studierendenpfarrerin der ESG Berlin*



Diesseits und jenseits der Grenze

„Im Prinzip hast Du freie Hand. Rücksichten müssen keine genommen werden.“ Als ich gefragt werde, ob ich diese Kolumne schreiben würde, sage ich sofort zu. Irgendwie soll es um das Thema Flucht, Migrationsbewegungen, junge Flüchtlinge gehen. Mehr Vorgaben gibt es nicht. Traumhaft! Ich begeben mich an meinen Laptop, begeistert von der grenzenlosen Freiheit, die dieses Schreibprojekt offenbar mit sich bringt. Allerdings vergeht mir diese Begeisterung schneller als ich erwartet

hatte. Denn jetzt kommt die große Frage: Worüber wollte ich denn schon immer mal schreiben? Welches ist der eine Aspekt von Flucht und Migration, den ich schon immer mal bedenken, beleuchten, beschreiben wollte?

Plötzlich drehen sich all die großen Themen in meinem Kopf: EU-Außengrenzen, Mittelmeer, Kolonialgeschichte, Waffenexporte, Rassismus, Angstretorik und die wieder einmal entflammte Debatte um das Kirchenasyl. Es sind Themen, die allesamt große Fragen aufwerfen. Und auch wenn ich mich schon seit Jahren mit ihnen beschäftige, bleiben die meisten von ihnen offen. Oder sie sind nur teilweise zu beantworten. Oder anscheinend schwer in die Tat umzusetzen. Oftmals ist die einzige Antwort, die angesichts dieser großen Fragen bleibt, die persönliche Begegnung. Den Menschen zu begegnen, die den beschwerlichen Weg bis hierher geschafft haben, ist oft das Einzige, was mir noch als Antwort einfällt. Und da kommt mir Desmond in den Sinn.

Desmond und ich sind ungefähr gleich alt. Er ist in Togo geboren, in Ghana aufgewachsen. Einmal, als wir uns Geschichten erzählten und er mir seine aktuelle Lebenssituation schilderte, meinte er mit verzweifelm Lächeln: „We are young, we just want to be free in Europe, what will happen to our future?“. Sein Weg führte ihn durch die Wüste, über das Mittelmeer, über Lampedusa, durch Italien nach Deutschland. Er lebt inzwischen mit einer Duldung in Hamburg. Perspektive: ungewiss.

Was wird mit unserer Zukunft passieren? Diese Frage teilt er mit tausenden anderen Geflüchteten hier in Deutschland, die einen Antrag auf Aufenthaltserlaubnis stellen und dann eine „Duldung“ nach der anderen bekommen, mal für ein paar Monate, mal für ein paar Wochen, mal für wenige Tage. Es ist die systematische Ungewissheit, mit der Menschen das Leben schwer gemacht wird.

Desmond und ich wohnen in ein und derselben Stadt. Und doch verläuft zwischen uns eine unsichtbare, ständig spürbare Grenze. Ich – diesseits der Grenze – kann mein Leben leben, kann studieren, arbeiten, meine Miete bezahlen. Alltag eben. Vermeintlicher Alltag. Denn nicht für alle ist dieser Alltag möglich. Desmond – jenseits der Grenze – darf all das nicht tun. Aber er

gibt nicht auf: Er hangelt sich von einer Frist zur nächsten, bis er irgendwann ein Praktikum machen, irgendwann vielleicht eine Ausbildung beginnen, irgendwann arbeiten kann. Jeden Tag steht er auf und begibt sich in seine wackelige Version von Alltag – ohne zu wissen, ob es hier eine Zukunft gibt.

Zwischen uns verläuft diese Grenze: Diesseits wohne ich in einer Wohnung (in einer „ganz normalen“ Wohnung, wie ich viel zu oft denke – aber langsam dämmert es mir, dass das vielleicht doch nicht so „normal“ und erst recht nicht selbstverständlich ist) – und jenseits wohnt Desmond in einer großen Sammelunterkunft, auf engstem Raum, in hygienischen Zuständen, die nicht so recht zu dem Europa passen wollen, in dem ich gerne leben würde. Diesseits gibt es eine Zukunft – jenseits auch, aber sie ist ungewiss und umkämpft.

Jeden Tag kämpft Desmond gegen ein System, das ihn nicht haben will, gegen ein System, das ihn systematisch krank macht. Das geht schneller als ich es für möglich gehalten hatte. Allein in den Monaten, seit ich Desmond kenne, haben sich in seinem Gesicht, seiner Haltung unübersehbare Spuren seiner schwindenden Hoffnung abgezeichnet. Aus ihm ist ein Mann mit gebeugtem Gang geworden, sein Blick ist schüchterner, seine Augenringe ausgeprägter, sein Lächeln skeptischer als zuvor.

Doch Desmond gibt nicht auf. Und er ist nicht allein. Er hat über die Jahre Freunde gefunden. Wir gehen ein Stück Weg mit ihm – auch über sichtbare und unsichtbare Grenzen hinweg. Wir lachen, weinen, reden und schweigen zusammen. Wir picknicken im Park, gehen spazieren oder betrachten die Zeichen der wechselnden Jahreszeiten. Mit jeder Begegnung lerne ich von Desmond: über seine Geschichte, sein Herkunftsland, darüber, was eine jahrelange Flucht bedeutet, über globale Zusammenhänge (die zwar groß erscheinen, aber sich natürlich in ganz konkreten Lebensgeschichten zeigen). Vor allem aber lerne ich so viel wie noch nie über die Gesellschaft, in der ich selbst geboren und aufgewachsen bin und von der ich immer dachte, dass ich sie kennen würde.

Und nun zurück zur Ausgangsfrage: Worüber würde ich schreiben, wenn die einzige Vorgabe das Thema Migration wäre? Ich weiß es immer noch nicht. Die Fragen sind und bleiben groß. Zu groß für eine Kolumne. Wahrscheinlich würde ich auch beim nächsten Mal über eine Begegnung schreiben. Vielleicht wieder über Desmond. In der Hoffnung, dass seine Geschichte hier in Deutschland weitergeht. In der Hoffnung, dass er seiner Zukunft in Europa dann schon ein wenig näher gekommen ist.

Birgit Neufert

ist Referentin bei der Ökumenischen Bundesarbeitsgemeinschaft Asyl in der Kirche e.V.
www.kirchenasyl.de

Schwerpunktthema: Flüchtlinge

Jugendarbeit für Flüchtlinge öffnen

Ein neues Projekt im Evangelischen Jugendwerk

„Ich freu mich, wenn die Schule wieder anfängt. Hier ist es so langweilig.“ Diese Worte hörte ich bei einem Besuch in einer Flüchtlingsunterkunft in den Sommerferien 2014 aus dem Mund des zwölfjährigen Faraz (Name geändert). Er war vor anderthalb Jahren mit seinem kleinen Bruder und seiner Mutter aus dem Iran gekommen und konnte sich bisher nicht so recht mit seiner neuen Umgebung anfreunden. Die Begegnung hat mich nachdenklich und traurig gemacht. Wieso gibt es auf der einen Seite vielfältige Freizeitprogramme, die aufgrund mangelnder Teilnehmerzahlen abgesagt werden müssen, und auf der anderen Seite nehmen Kinder wie Faraz, für die eine solche Freizeit wie eine Erlösung sein dürfte, nicht daran teil?

Diese Episode steht exemplarisch für die Herausforderungen, denen sich das Evangelische Jugendwerk in Württemberg (EJW) im Rahmen des auf fünf Jahre angelegten Projektes „Interkulturelle Öffnung“ stellen will. Es gilt, das gewaltige Potenzial der christlichen Jugendarbeit, junge Menschen zusammenzubringen, sie in ihrer Persönlichkeitsentwicklung zu fördern und zu begleiten, auch denen zugutekommen zu lassen, die in unserer Gesellschaft bisher am Rand stehen.

In unseren christlichen Reihen ziehen wir gerne einen Kreis um uns und sehen, wie wir den Herausforderungen innerhalb dieses Kreises begegnen können. Innerhalb des Kreises sind uns die Vorgänge vertraut, hier fühlen wir uns sicher. Doch die Zahl derer, die den Blick über den Tellerrand hinaus fordern und wagen, nimmt zu.

Wie fängt man eine Arbeit mit Flüchtlingen an? Was ist bei der Begegnung mit Menschen aus einem anderen kulturellen und religiösen Kontext zu beachten? Fragen wie diesen und großen Unsicherheiten sehen sich Freiwillige gegenüber, die sich auf das interkulturelle Glatteis in der Flüchtlingsarbeit begeben. Dabei gibt es an zahlreichen Orten bereits großartige Initiativen junger Menschen für Flüchtlinge. Mit dem jährlich stattfindenden Vernetzungstreffen „Jugendarbeit & Flüchtlinge“ versuchen wir deswegen Erfahrene und Interessierte von den verschiedenen Orten an einem Tisch zusammenzubringen. Hier wollen wir Erfahrungen austauschen, offene Fragen gemeinsam bedenken und miteinander nach Lösungen für die Zukunft suchen.

Die Vernetzung ist ein Stichwort, das auf der Agenda des EJW-Projektes „Interkulturelle Öffnung“ zur Unterstützung und Begleitung von Flüchtlingsinitiativen steht. Ein anderes Stichwort ist das Bildungsangebot, das wir für Jugendreferentinnen und -referenten zu den Themen Islam, Migration, Integration, Interkulturalität und Flüchtlinge machen wollen. Aktualisierte Veranstaltungshinweise und weitere Informationen zum Pro-



jekt können auf unserer Homepage ejw-vielfaltskultur.de eingesehen werden.

Außerdem wollen wir über Themenabende und Workshops mithelfen, ein Bewusstsein für das Schicksal der Geflohenen und für unsere vielfältigen Möglichkeiten zur Unterstützung junger Flüchtlinge zu wecken. Es geht ja nicht darum, die Welt zu retten. Dafür ist Gott zuständig. Unsere Zuständigkeit liegt darin, uns nach dem Vorbild und der Verkündigung Jesu unseren Nächsten zuzuwenden, ihnen zu dienen und sie zu lieben. Dadurch beenden wir zwar nicht das Leid der zahllosen Vertriebenen auf unserer Erde, doch gemeinsam können wir die Welt zumindest an dem Ort, an dem wir sind, ein kleines bisschen schöner machen.

Und was wird aus Faraz? Flüchtlingsinitiativen sind gewiss keine Hau-Ruck-Aktionen.

Wer nicht langfristig denkt, wird in dem gesetzlichen Durcheinander, das die asylrechtlichen Rahmenbedingungen für die Arbeit mit Flüchtlingen begrenzt, möglicherweise den Mut verlieren. Doch so Gott will, können wir bereits in diesem Jahr eine Sommerfreizeit für junge Flüchtlinge durchführen. Und wenn es soweit ist, werde ich den kleinen Faraz persönlich dazu einladen!

Yasin Adigüzel

ist Landesreferent im Evangelischen Jugendwerk in Württemberg (EJW)

Informationsausstellung „Asyl ist Menschenrecht“

Warum fliehen Menschen? Welchen Gefahren sind sie ausgesetzt?
Welche Wege müssen sie beschreiten, welche Hindernisse überwinden?
Wo und unter welchen Umständen finden sie Schutz?



Eine von PRO ASYL herausgegebene Informationsausstellung mit dem Titel „Asyl ist Menschenrecht“ versucht, auf diese und andere Fragen Antwort zu geben. Sie schildert die Lage in

Kriegs- und Krisengebieten sowie in den Nachbarregionen. Sie informiert über Fluchtursachen und Fluchtwege. Sie berichtet über die Situation an den EU-Außengrenzen sowie im Inneren Europas und Deutschlands.

aej information

Zeitschrift für die Evangelische Jugend in Deutschland

Erscheinungstermin dieser Ausgabe: Mai 2015.

Herausgeberin: Arbeitsgemeinschaft der Evangelischen Jugend in Deutschland e.V. (aej), Otto-Brenner-Straße 9, 30159 Hannover, Telefon: 0511 1215-0

Öffentlichkeitsarbeit: 0511 1215-132/-154, Telefax: 0511 1215-299, E-Mail: info@evangelische-jugend.de

ISSN 0947-8329

Bildnachweise: „www.borderline-europe.de“, Annette Klinke, Clara Schulze, Juan Carlos Martínez, ESG Berlin EKBO, ejb.

Druck und Verlag: MHD Druck und Service GmbH, Harmsstraße 6, 29320 Hermannsburg, Telefon: 05052 9125-0, Telefax: 05052 9125-22

aej information erscheint im 66. Jahrgang.

Namentlich gekennzeichnete Artikel stellen nicht in jedem Fall die Auffassung der Herausgeberin dar.

Bezugsbedingungen: aej information erscheint viermal im Jahr.

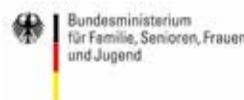
Anzeigen: Manuela Ertel

Anzeigenpreise erhalten Sie auf Anfrage bei Manuela Ertel,

Telefon: 0511 1215-154

Gedruckt auf FSC-Papier.

Diese Zeitschrift wird gefördert aus Mitteln des Kinder- und Jugendplanes des BMFSFJ.



Die aej

Die Arbeitsgemeinschaft der Evangelischen Jugend in Deutschland e. V. (aej) ist der Zusammenschluss der Evangelischen Jugend in Deutschland. Als Dachorganisation vertritt die aej die Interessen der Evangelischen Jugend auf Bundesebene gegenüber Bundesministerien, gesamtkirchlichen Zusammenschlüssen, Fachorganisationen und internationalen Partnern.

Ihre derzeit 33 Mitglieder sind bundeszentrale evangelische Jugendverbände und Jugendwerke, Jugendwerke evangelischer Freikirchen und die Jugendarbeit der Mitgliedskirchen der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD). Außerdem sind acht evangelische oder ökumenische Verbände, Einrichtungen oder Fachorganisationen als außerordentliche Mitglieder angeschlossen.

Die aej vertritt die Interessen von etwa 1,35 Millionen jungen Menschen. aej im Internet: www.evangelisches-infoportal.de – www.jupp-der-preis.de

Lust auf mehr aej information?

Wenn Sie die aej information gern regelmäßig erhalten möchten und bisher nicht zu den Abonnent(inn)en zählten, senden Sie bitte eine Mail an Manuela Ertel in der aej-Geschäftsstelle (manuela.ertel@evangelische-jugend.de). Bitte nennen Sie gleich in der Betreffzeile das Stichwort Abowunsch aej information und geben Sie neben Ihrem Namen Ihre Organisation und die Adresse an.

Übrigens: Die aej freut sich über Spenden für die aej information, die in der neuen Form kostenlos an die interessierten Leserinnen und Leser versandt wird: Spendenkonto: 264, BLZ: 520 604 10, Evangelische Kreditgenossenschaft eG Hannover, Stichwort: aej information.

Vielen Dank!

Dinge, für die es sich lohnt, einzustehen:

Flüchtlinge brauchen Freunde!

Die Evangelische Jugend in Bayern ist erschüttert über die aktuelle Situation im Mittelmeer und trauert um die verstorbenen Menschen, die beim Versuch, ein sicheres Zufluchtsland zu erreichen, ihr Leben lassen mussten.

„Wir dürfen unsere Menschlichkeit nicht verlieren!“ mahnt Patrick Wolf, Vorsitzender der Evangelischen Jugend in Bayern (EJB). „Die Politik muss endlich handeln“, fordert er und ist überzeugt, dass die Gesellschaft dabei den Druck erhöhen kann. Deswegen ruft er alle in der Evangelischen Jugend dazu auf, sich an der Aktion des Bundes der Alevitischen Jugend in Bayern zu beteiligen: #StopDeathInMediterraneanSea.

Mit einem Foto in den sozialen Netzwerken sollen möglichst viele junge Menschen sichtbar zu #StopDeathInMediterraneanSea aufrufen und so ihre Meinung deutlich kundtun.

Das von der EU beschlossene Zehn-Punkte-Programm mag ein Anfang sein, der allerdings nicht konsequent durchdacht wurde, findet der Vorsitzende. Die Seenothilfe wird zwar finanziell verdreifacht, jedoch bleibt die Küstenregion, in der gerettet werden darf, begrenzt. Die Ausweitung auf ein größeres Einsatzgebiet ähnlich wie bei der Vorgängeroperation „Mare Nostrum“ würde sicherlich viel mehr Menschen retten.

Außerdem müssen endlich legale Zugangswege, z. B. über humanitäre Schutzvisa bereitgestellt werden, um gefahrenfreie Wege für Flüchtlinge zu schaffen. „Unmenschlich“ nennt die EJB die Zurückweisung der ‚illegalen Einreise‘ durch die EU-Grenzschutzagentur. Der Fluchtweg wird für die Schutzsuchenden zur traumatischen Erfahrung. Dies ist nicht länger akzeptabel. „Die Unterstützung der flüchtenden Menschen in unserem Land braucht daher ein breites Netz professioneller und humaner Unterstützung“, fordert Patrick Wolf. „Es zählt, den Menschen zu sehen!“



Die EJB beschäftigt sich seit zwei Jahren intensiv mit der Asyl- und Flüchtlingsproblematik. Unter dem Motto „Flüchtlinge brauchen Freunde“ hat sie dazu eine Praxisempfehlung für Gemeinden, Dekanate und Jugendverbände herausgegeben. Die Stiftung Evangelische Jugendarbeit in Bayern fördert Aktionen und Projekte der Jugendarbeit mit Flüchtlingen.

Amt für Evangelische Jugendarbeit,
Hummelsteiner Weg 100, 90459 Nürnberg,
Öffentlichkeitsarbeit, Telefon: 0911 4304-284 und -257,
E-Mail: afj@ejb.de

Bibel AnDenken 2015

Betrachtungen zu Jahreslosung und Monatssprüchen

In Zusammenarbeit mit der Arbeitsgemeinschaft der Landesjugendpfarrerinnen und Landesjugendpfarrer gibt die aej den Band Bibel AnDenken 2015 heraus.

Mit Andachtsentwürfen, theologischen Hintergrundinformationen und Praxismaterialien wie Liedern, Gedichten, Geschichten zu den Monatssprüchen und der Jahreslosung gibt Bibel AnDenken 2015 vielfältige Anregungen zur Gestaltung von Gruppenstunden in der Jugendarbeit, im Konfirmand(inn)enunterricht oder auf Freizeiten.

Bibel AnDenken 2015 will besonders jungen Menschen den Zugang zu biblischen Texten erleichtern und dabei vermitteln, dass die Aussagen der Bibel heute noch relevant für unser Leben sind.

Zu beziehen ist der Band über die aej-Geschäftsstelle,
Otto-Brenner-Straße 9, 30159 Hannover,
E-Mail: bestellung@aej-online.de

